

Tragödie der letzten Kriegstage: Gefangenen-Transport durch Oberbayern



Das Lager Mühldorf-Mettenheim: 4000 Häftlinge wurden kurz vor Kriegsende von hier abtransportiert.



Links: Die Bunker-Baustelle, auf der 8000 KZ-Häftlinge schufteten, von denen viele nicht überlebten.



Rechts: Ausgemergelt, hungrig und schwer krank werden die Häftlinge am Bahnhof Seeshaupt befreit.

Endstation Seeshaupt

Im April 1945 erreicht das Dorf ein Zug mit 2000 KZ-Häftlingen. Ein Dokumentarfilm erzählt die weitgehend unbekannt Geschichte

Von Natalie Kettinger

Gedankenversunken steht Louis Sneh am Bahnhof von Seeshaupt. Er ist 82 Jahre alt, trägt Trenchcoat, Hut, Schnurrbart – und blickt lange auf die Ortstafel an der blassgelben Wand des Wärterhäuschens. Hunderte Fotos hat er von dieser Mauer schon gemacht. Sie lässt ihn nicht los. Jedes Jahr im April kehrt Sneh zu ihr zurück. „Der Bahnhof von Seeshaupt steht für mein neues Leben, für meine zweite Geburt“, sagt er.

Am 30. April 1945 kam Louis Sneh zum ersten Mal hier an. Krank, ausgezehrt, in Lumpen. Eingepfercht in einen Güterzug, mit 2000 anderen KZ-Häftlingen. In Seeshaupt wurden sie von den Amerikanern befreit. Die Geschichte vom „Todeszug“ ist nur wenigen bekannt, obwohl der Gefangenentransport fünf Tage durch Oberbayern rollte. Die Dokumentation „Endstation Seeshaupt“ von Walter Steffen (55) soll das nun ändern. Morgen hat der Film in Starnberg Premiere.

Louis Sneh ist noch ein Bub, als die Nazis 1944 in Ungarn einfallen und in seinem Heimatdorf die Deportationen beginnen. Juden und Sinti werden aus ihren Häusern getrieben und in Viehwaggons abtransportiert. Nach vier Tagen Ungewissheit erreichen der 16-Jährige und seine Leidensgenossen Auschwitz. Die Mutter ermorden die Nazis sofort, der Vater stirbt später auf einem Todesmarsch.

Louis wird ins KZ Dachau gebracht, dann ins Außenlager Mühldorf-Mettenheim. Hier sollen Kampfflugzeuge der Firma Messerschmitt gefertigt werden, ein letztes Aufbäumen der deutschen Rüstungsindustrie. Tausende Zwangsarbeiter müssen die unterirdischen Produktionsstätten bauen. Unter ihnen ist auch Max Mannheimer, heute 90 Jahre alt und Vorsitzender der Lagergemeinschaft Dachau. Etliche überleben die unmenschliche Schufterei, die Schläge, den Hunger nur wenige Wochen. „Nach maximal 60 Tagen sind alle gestorben, meine



Fassungslos stehen am 30. April 1945 zwei Frauen in Seeshaupt vor dem Zug. Ein GI weist auf den Leichenberg im Waggon direkt hinter ihnen. Fotos: Text + Dialog, Stadtarchiv Mühldorf

Freunde, alle“, erzählt Louis Sneh. Er selbst hält durch.

Im April 1945 gibt Himmler den Befehl, sämtliche KZs zu räumen, um die Schandtat des Regimes vor den Alliierten zu verbergen. Am 25. April werden auch die rund 4000 Mühldorfer Häftlinge in Güterwaggons gepfercht: Der Zug ist fast einen Kilometer lang und besteht aus 70 Waggons.

Der Zug besteht aus 70 Waggons und ist einen Kilometer lang

Sein Ziel ist unklar, möglicherweise soll er einen Stützpunkt der geplanten Alpenfestung ansteuern. Doch davon wissen die Häftlinge nichts. Für sie ist der Transport schlicht eine Reise durch die Hölle: ohne Wasser, ohne Nahrung, bei eisigen Temperaturen. Es herrscht „eine Mischung aus Verzweiflung,

Übermüdung, Angst und Ausgehungertheit“, erinnert sich Louis Sneh im Film.

Über Ampfing fährt der Zug nach Poing. Er steht erst kurze Zeit im Bahnhof, als Wehrmachtssoldaten der „Freiheitsaktion Bayern“ die Reichssender in Ismaning und Freimann besetzen. Über das Radio verkünden die Widerstandskämpfer den Sturz der Nazis in München – und die Wachmannschaft des Zuges flieht.

Verunsichert verlassen die Häftlinge ihr rollendes Gefängnis. „Die, die noch Kraft hatten, sind in Richtung der nächsten Häuser gelaufen, weil wir hofften, dort etwas zu essen zu finden“, sagt Louis Sneh. „Etwas anderes hatten wir nicht im Sinn. Wohin soll man auch gehen, wenn man nicht weiß, wo man ist?“

Die ausgemergelten Menschen schleppen sich durchs Dorf und betteln. Dann zi-

schens plötzlich Schüsse durch die Straßen. Die SS hat die Radiostationen zurückerobert, die Bewacher des Zuges sind wieder da – und treiben ihre Gefangenen brutal zurück zum Bahnhof. „Die haben geschossen wie verrückt. Der Waggon – das war so ein Gefühl von Sicherheit“, erzählt Louis Sneh. Viele stürzen auf dem Weg, bleiben liegen, sterben. Achtlos werden die Toten auf zwei Anhänger geworfen.

Dann geht die schreckliche Reise weiter. Nach München. Am Rangierbahnhof Süd wird der Zug geteilt. Max Mannheimer, der an Flecktyphus erkrankt im Delirium liegt, gehört zu den ersten 1600 Gefangenen, die in Richtung Süden abfahren. Später rollen auch die Waggons wieder an, in denen Louis Sneh und die übrigen 2000 untergebracht sind.

Sie passieren Höllriegelskreuth, Pullach, Icking und

Wolfratshausen. In Beuerberg quietschen die Bremsen. Dort soll den Gequälten erstmals Gutes widerfahren: Nonnen haben Tee und Brot für sie hergerichtet, heimlich, auf Befehl von oben. Doch als sie aus den Waggons klettern, wartet draußen wieder nur der Tod: In Beuerberg steht ein Munitionszug und die Alliierten vermuten, dass soeben ein zwei-

Der Streit um ein Mahnmal entzweit die kleine Gemeinde

ter eingetroffen ist. Sie geben den Befehl zur Bombardierung. Sneh überlebt, weil er sich unter dem Zug versteckt.

Der erste Gefangenen-Transport ist währenddessen nach Tutzing umgeleitet worden. Dort werden Max Mannhei-

mer und die anderen von US-Truppen befreit.

Die Menschen in den übrigen Waggons müssen noch eine bitterkalte Nacht überstehen, dann erreicht ihr Zug am 30. April 1945 Seeshaupt. Und Louis Sneh beobachtet Seltsames: „Ich konnte sehen, wie die Wachen ihre Waffen und ihre Kleidung ins Gebüsch geworfen haben und weggelaufen sind.“ Die Häftlinge selbst können nicht fliehen, sie sind eingesperrt. „Da hielt ein Panzer, die Türen wurden geöffnet und wir krochen langsam raus. Wir wussten nicht, was los ist – bis jemand schrie: Das sind die Amerikaner!“

Mit letzter Kraft schleppen sich die Männer und Frauen auf der Suche nach Essen und Kleidung ins Dorf, für die Seeshaupter beginnt eine traumatische Zeit: Die kleine Gemeinde am Starnberger See hat 1945 etwa 1000 Einwoh-

ner, außerdem sind dort 1000 Flüchtlinge untergebracht. Nun sollen noch einmal 2000 Menschen durchgefüttert werden, die zudem einen Furchterregenden Eindruck machen.

„Sie waren abgemagert, in Lumpen, in jeder Hinsicht in einem unwürdigen Zustand. Die Bevölkerung hat Angst vor ihnen gehabt“, beschreibt der Arzt und ehemalige Gemeindevater Uwe Hausmann die Stimmung. Im Dorf herrscht Not – auch ohne die Befreiten. Um sie dennoch versorgen zu können, ordnet die US-Kommandantur an, alle Häuser nördlich der Hauptstraße zu räumen und gibt Seeshaupt zur Plünderung frei. Das letzte Vieh wird geschlachtet. Wer sich weigert, etwas abzugeben, wird von den Amerikanern mit vorgehaltener Pistole dazu gezwungen.

Am nächsten Morgen lesen Louis Sneh und seine Schicksalsgenossen etwas Unverständliches in einer US-Zeitung. „Da stand ‚Hitler dead‘ aber wir wussten ja nicht, was ‚dead‘ heißt. Dann hat einer gesagt: Das heißt ‚kaputt‘. Da wussten wir, jetzt kommen bessere Zeiten.“ Auch die Seeshaupter atmen auf, als die Befreiten einer nach dem anderen das Dorf verlassen. Louis Sneh emigriert nach Kalifornien, wo er zum Generalvertreter von Leica aufsteigt.

Trotzdem bleibt der Todeszug ein wunder Punkt in der Geschichte der Seegemeinde. 1985 stellt Ratsmitglied Uwe Hausmann erstmals den Antrag, ein Mahnmal am Bahnhof aufzustellen – und scheitert. 1992 versucht er es erneut – und löst einen erbitterten Konflikt zwischen Gegnern und Befürwortern aus. „Die Augenzeugen, die heute noch leben, waren damals Kinder und mit ziemlicher Sicherheit traumatisiert“, sagt Filmemacher Walter Steffen, der ebenfalls in Seeshaupt wohnt. „Mit der Mahnmal-Debatte sind die alten Wunden aufgebrochen.“ Die Gegner sammeln 700 Unterschriften, eine Bürgerversammlung muss unter Polizeischutz stattfinden. „Das dürft's nicht an' Bahnhof stellen! Da sieht's ja a jeder“, sagen viele. Schließlich einigen sich die Seeshaupter auf einen Kompromiss: Die Skulptur wird nicht an den Gleisen, sondern in der Bahnhofstraße aufgestellt. Bei der Einweihung am 50. Jahrestag der Zug-Befreiung gehören Louis Sneh und Max Mannheimer zu den Ehrengästen.

All das hat Walter Steffen jetzt dokumentiert, „eine Krise, die Seeshaupt durchlebt hat und die letzten Endes durch das Mahnmal überwunden wurde“. Und Louis Sneh? Der 82-Jährige ist für die Dreharbeiten noch einmal die Strecke abgefahren, die er einst im Todeszug zurückgelegt hat. „Das hat ihn große Überwindung gekostet“, sagt Walter Steffen. Doch als er in Seeshaupt aussteigt, seufzte der alte Mann erleichtert. „Es hat mir gut getan, das alles noch mal zu erzählen.“



Louis Sneh kehrt jedes Jahr im April an den Bahnhof von Seeshaupt zurück – obwohl der 82-Jährige längst in Kalifornien lebt.



Sein erster Pass nach der Befreiung.



Die Skulptur erinnert auch an sein Schicksal: Louis Sneh vor dem Mahnmal in der Bahnhofstraße.

„Endstation Seeshaupt“, 29. Juli, 19.30 Uhr, in der Schlossberghalle Starnberg

FILMSTART

Endstation Seeshaupt

Todesfahrt kurz vor dem Kriegsende: Im April 1945 irrte ein Zug voller KZ-Häftlinge von Ort zu Ort, der Horrortrip endete am Starnberger See. Filmmacher Walter Steffen hat die Geschichte jetzt rekonstruiert. Sein Film „Endstation Seeshaupt“ läuft heute in den oberbayerischen Kinos an.

VON DIRK WALTER

Seeshaupt – Den Abstecher an den Starnberger See hatte er fest eingeplant, Jahr für Jahr. Für wenige Stunden nur fuhr Louis Sneh nach Seeshaupt. Dort angekommen, zückte er seine Leica-Kamera und machte Fotos vom Bahnhof. Dann fuhr er wieder ab. Seit Anfang der 1960er-Jahre ging das so. Und nie hat jemand gefragt, warum er das macht. Seiner Frau im heimischen Santa Monica in Kalifornien erzählte Louis Sneh nichts von seinem Abstecher an den See. Geschäftsreise nach Deutschland – das genügte dem Leica-Generalvertreter als Erklärung.

Dann, es war 1994, fragte doch jemand nach. Und dann kam die Geschichte von Louis Sneh ans Licht.

Sneh war 17, als er das erste Mal nach Seeshaupt gelangte – als jüdischer KZ-Häftling. Man hatte ihn von Ungarn nach Auschwitz deportiert, dann weiter in das KZ-Außenlager Mühldorf. Das Lager wurde zwar befreit – aber kurz zuvor trieb die SS Sneh noch in



Ort des Schreckens: Louis Sneh am Bahnhof Seeshaupt – den er Jahr für Jahr fotografierte. FOTOS: STEFFEN/„ENDSTATION SEESHHAUPT“

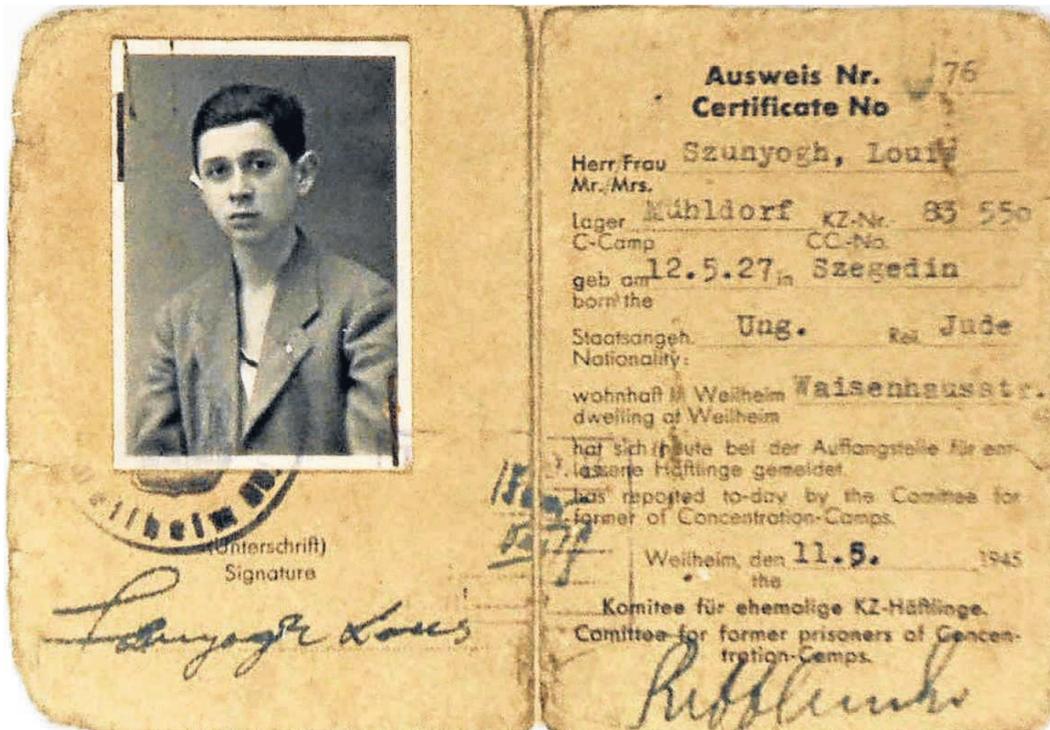
Bei der Befreiung waren viele schon tot

einen Güterwaggon, in einen Todeszug. Nach einer Odyssee, die Tage dauerte, strandete Sneh halbtot in Seeshaupt. Das war 1945, Ende April, als die US-Truppen so weit nach Oberbayern vorgedrungen waren, dass sie den Todeszug mit geschätzt 2000 Häftlingen erreichten. Viele der Insassen waren da schon tot.

Um Snehs Geschichte dreht sich ein Film, der am heutigen Donnerstag in die oberbayerischen Kinos kommt. „Endstation Seeshaupt“ heißt der ein- und einhalbstündige Streifen, es ist ein unter die Haut gehender Dokumentarfilm. Filmmacher Walter Steffen kommt aus Seeshaupt, und er hat von der Geschichte des Todeszuges Anfang der 1990er-Jahre erfahren. Das war die Zeit, da es in der Gemeinde Streit über ein Denkmal zur Erinnerung an den Zug gab. Eine Gedenktafel war 1985 noch abgelehnt worden. Erst sehr viel später, 1994, gab es dann doch ein Mahnmal – trotz 700 Gegen-Unterschriften, die unter anderem aber bewirkten, dass die Gemeinde das Mahnmal nicht am Bahnhof aufstellte, wo es ja jeder Reisende sehen könnte, sondern ein Stück weg davon.

Auch davon berichtet dieser Film, den Steffen fast im Alleingang realisiert hat. Es ist ein halbes Wunder, dass diese Einmann-Produktion jetzt – ohne dass der Filmmacher eine große Produktionsfirma oder einen Verleih im Rücken hatte – in die Kinos kommt. Dort werden ihn wohl auch viele Schulklassen sehen – das Kultusministerium hat den Besuch des Films offiziell empfohlen.

Es ist eine späte Genugtuung für den Filmmacher, der eine kleine Medienproduktionsfirma führt und zuletzt mit Handwerker-geschichten vom Starnberger See auf sich aufmerksam machte. Steffen dreht aber auch Werbeclips. In diesem Metier darf man nicht wählerisch sein. „Endstation Seeshaupt“ indes war dem Vater



Entronnen: ein Ausweis von Louis Sneh vom Mai 1945.



Der Todeszug: von Mühldorf nach Seeshaupt in fünf Tagen.



Befreit: KZ-Häftlinge aus dem Zug.



Beseitigt: das Denkmal für verstorbene KZ-Häftlinge in Seeshaupt.

dreier Kinder ein persönliches Anliegen. Im vergangenen Jahr wurde der Streifen beim Fünf-Seen-Filmfestival gezeigt. „Da habe ich gemerkt, dass dieser Film etwas auslöst“, sagt Steffen. Er hat viele Kinos persönlich aufgesucht und die Betreiber überzeugt, seinen Streifen ins Programm aufzunehmen. Der halbstaatliche Film-Fernseh-Fonds Bayern gewährte einen Kredit für Plakate, Werbeflyer und einen Trailer. Auch um die Kopien musste sich Steffen persönlich kümmern. „Ich hatte so etwas noch nie gemacht.“ Er weiß jetzt, dass eine

Filmkopie rund 2000 Euro kostet. Zum Glück für Steffen haben die meisten Kinos in Oberbayern schon auf das Digitalformat Blu-ray umgestellt – da kostet eine Kopie nur 50 Euro. „Aber es summiert sich.“ Fest steht: Reich wird Steffen mit dem Film nicht.

Dramaturgisch folgt der Film dem Verlauf des Todeszuges. Steffen musste Louis Sneh lange bitten, ehe sich der über 80-Jährige eines Tages in den Regionalzug Mühldorf-München setzte und vorlaufender Kamera seine Geschichte erzählte. Vom Hun-

ger, von der Kälte (Ende April 1945 schneite es), überhaupt von dieser schrecklichen Geschichte, die dazu führte, dass ein 17-jähriger Jüngerlicher aus Ungarn schließlich in Mühldorf um sein Überleben kämpfte.

In Mühldorf gab es seit 1944 mehrere große Außenkommandos (die Waldlager I und II) zum Bau eines Rüstungsbunkers. Noch heute steht bei Mühldorf mitten im Wald ein großer Betonbogen. In Mühldorf sollte der Jagdflieger Me 262 hergestellt werden. Dazu kam es nicht mehr.

Am 25. April 1945 wurden die Bauarbeiten abrupt unterbrochen und 4000 KZ-Häftlinge in einen Güterzug mit geschätzt 80 Waggons getrieben. Fünf schreckliche Tage irrte der Güterzug durch Oberbayern. Manchmal beschossen alliierte Tiefflieger irrtümlich den Zug. In Poing wählte sich Sneh schon der Befreiung nahe. Die SS machte sich davon, die Häftlinge strömten in den Ort. Obwohl die Geschichte über 65 Jahre her ist, hat Walter Steffen noch Zeitzeugen aufgetrieben, die erzählen, wie dann doch alles anders kam. Es sind

die stärksten Szenen des Films. Die Wächter kehrten zurück, trieben die Häftlinge mit Gewehrschüssen vor sich her und in die Waggons zurück. Viele starben. Diese Geschichte hat fast zeitgleich mit Steffen eine Schülergruppe des Gymnasiums in Markt Schwaben recherchiert. Man sieht: Erinnerung kehrt zurück. Heute erinnert in Poing ein Denkmal an den Todeszug.

Im April 1945 ging die Fahrt erst mal weiter. Am Münchner Südbahnhof wurde der Zug geteilt. Eine Hälfte fuhr durch das Isartal über Wolftrathausen bis Kochel und dann zurück bis Tutzing. Die andere Hälfte gelangte über Nebengleise bis Bichl und endete schließlich in Seeshaupt.

Es ist eine grausame Ironie, dass der Todeszug an Orten Station machte, in denen fast gleichzeitig der Krieg im Horror endete. In Penzberg etwa wurde gerade Ende April die „Freiheitsaktion Bayern“ blutig niedergeschlagen – also jene von Hauptmann Rupprecht Gerngross angeführte Auflehnung gegen die NS-Diktatur. Es gehört zu den stillen Momenten dieses Films, wenn ein Penzberger über seinen an einem Balkon aufgeküpfelten Onkel erzählt. „Ich habe ihn nicht retten können“, sagt der Mann und kämpft mit den Tränen. In Penzberg ergriffen Hitlers Häscher 16 Bürger und liquidierten sie. Das war die „Penzberger Mordnacht“. Und wenige Meter entfernt dampfte der Häftlings-Zug durch den Ort.

Eine andere Geschichte ist die von Herbert Reich. Er war

Der Holocaust kam vor die Haustür

1945 sieben Jahre alt. Wie Buben in diesem Alter so sind – er schwang sich auf sein Radl, als er hörte, am Bahnhof in Seeshaupt stehe ein seltsamer langer Güterzug. „Ich sehe den Zug heute noch vor mir“, berichtete der 72-Jährige unserer Zeitung. Er sah verhungerte KZ-Häftlinge – der Holocaust vor der Haustür. Und dann standen plötzlich am Anwesen seiner Eltern drei ausgemergelte Gestalten. Der Vater versorgte die gerade erst befreiten Häftlinge, dann stellte er seinen Buben zwischen sie und knipste ein Erinnerungsfoto – der kleine Herbert im Trachtenjanker und kurzer Lederner inmitten der drei Gestalten in abgerissener Häftlingskleidung. Kurze Zeit später verschwanden sie – was aus ihnen wurde, weiß Herbert Reich nicht.

Die Geschichte des Mühldorfer Todeszuges hat auch eine Nachkriegsgeschichte, von der der Film berichtet. Irritierend sind zum Beispiel die Exhumierungen verstorbener KZ-Häftlinge in den frühen 1950er-Jahren, deren Leichen zumeist zum ehemaligen KZ Dachau kamen. Das Gelände des ehemaligen KZ wurde damals offenbar noch eher als Friedhof denn als Gedenkstätte angesehen. Aber so wurde die Erinnerung an den Holocaust auch gewissermaßen zentralisiert und die Erinnerung vor Ort ausgelöscht. Auch in Seeshaupt. In Tutzing wurde die Inschrift vom Grabstein entfernt und der Stein gleich wiederverwendet – als Gedenkstein für die Heimatvertriebenen.

Literaturtipps

Soeben erschienen sind Erinnerungen eines Überlebenden aus dem Todeszug. Stephen Nasser: Die Stimme meines Bruders. Wie ein ungarischer Junge den Holocaust überlebte: eine wahre Geschichte, Edition Innsalz, 15,90 Euro

HIER IST DER FILM ZU SEHEN

„Endstation Seeshaupt“ startet ab 21. April 2011 in folgenden Kinos (*Kursiv* in Klammern steht der Hinweis auf eine Präsentation durch Regisseur Walter Steffen und eine Lesung mit Stephen Nasser):

Dießen, Kinowelt am Ammersee, 28.4. – 4.5.

Erding, Kino Cineplex, 21.4. – 4.5. (*1. Mai, 18 Uhr mit Lesung*)

Freising, Kino Cineplex, 21.4. – 4.5. (*1. Mai, 20 Uhr mit Lesung*)

Fürstenfeldbruck, Scala Kino, 5.5.-11.5. (geplant)

Gauting, Filmcasino, 21.4. – 11.5. (*27. April, 20 Uhr, mit Lesung*)

Holzkirchen, Kino im Fools, 12.5. – 18.5. (*12. Mai, 20 Uhr*)

Kochel, Filmstudio, 21.4. – 27.4.



Dreh in Beuerberg: Zeitzeuge Johann Baur.

Moosburg, Rosenhof Lichtspiele, 22.4. – 25.4. evtl. auch länger

Mühldorf, Kino a„Hollywood am Inn“, 21.4. – 18.5. (*21. April, 20 Uhr, mit Lesung*)

München, Neues Arena, 28.4. – 4.5. (*29. April, 20 Uhr, mit Lesung*)

Murnau, Kino im Griesbräu, 21.4.-4.5. (geplant)

Neufahrn, Cineplex, 5.5. – 18.5. (*6. Mai, 20 Uhr*)

Penzberg, Kino P, 28.4. – 11.5. (*28. April, 20 Uhr, mit Lesung*)

Schongau, Lagerhaus-Kino, 13.5.-17.5. (geplant)

Seefeld, Kino Breitwand, (*30. April, 20.30 Uhr, mit Lesung*)



Dreh in Seeshaupt: Zeitzeuge Wolf-Dieter Fritz.

Seeshaupt, Gemeindsaal, 3.5. (*20 Uhr*)

Starnberg, Kino Breitwand, 23.4. – 25.4. (*23. April, 20 Uhr, mit Lesung*)

Stegen, Kino in der alten Brauerei, 5.5. – 19.5. (*7. Mai, 20 Uhr*)

Traunstein, Casablanca, 28.4. – 11.5. (geplant)

Tutzing, Kurtheater, 22.4. – 11.5. (*22. April, 20 Uhr, mit Lesung*)

Waldkraiburg, Cinewood, 21.4. – 11.5. (*21. April, 18 Uhr, mit Lesung*)

Wasserburg, Utopia, 19.5. – 25.5. (*11. Mai, 20 Uhr*)

Weilheim, Kino Starlight, 21.4. – 4.5. (*26. April, 20 Uhr, mit Lesung*)

Wolftrathausen, Kinocenter, 28.4. – 4.5. (*28. April, 18 Uhr, mit Lesung*)

Endstation Seeshaupt – Der Todeszug von 1945

Von: Hans Messias

Am 14. April 1945 wird das KZ-Außenlager Mühldorf-Mettenheim, in dem zu diesem Zeitpunkt noch 4.000 KZ-Häftlinge vegetierten und in Rüstungsbetrieben beschäftigt waren, in Windeseile evakuiert. Ein blauäugiges Unterfangen, mit dem Nazi-Bonzen und SS-Schergen wohl einen winzigen Teil ihrer Gräueltaten vor der vorrückenden US-Armee verbergen wollten. Die Opfer, viele von ihnen ungarische Juden, wurden in einen ein Kilometer langen Zug gepfercht. Ohne Nahrung und Getränke wurden die Insassen auf eine Reise Richtung Oberbayern geschickt, deren Endstation eigentlich niemanden mehr interessierte. Die einst perfekt durchorganisierten „Zugreisen“ der Nazis gerieten zum Chaos.

Über 60 Jahre später fährt Luis Sneh, einer der Überlebenden des Holocaust-Zugs, die alte Bahnstrecke ab, erinnert sich an das Leid, das ihm und seinen Gefährten widerfahren ist, memoriert die einzelnen Stationen der Reise ins Ungewisse, liefert Geschichte, Geschichten und Anekdoten. Etwa, dass der Zug irgendwann geteilt wurde, auf Rangierbahnhöfen stehen blieb, die Wachmannschaften angesichts alliierter Fliegerangriffe flohen, die allerdings auch die Häftlinge gefährdeten. Oder dass den Häftlingen von Seiten der bayerischen Widerstandsorganisation „Aktion Fasanenjagd“ Hilfe zuteil wurde, was zu massiven Vergeltungsmaßnahmen der SS führte. Nach einer einwöchigen Irrfahrt strandete der Zug in Seeshaupt am Starnberger See, wo die Häftlinge endgültig befreit wurden. Auch deutsche Zeitzeugen erinnern sich an den Zug und seine Insassen, die bei gelegentlichen Halts durchaus in ihre Dörfer und Kleinstädte kamen, mitunter notdürftig versorgt wurden, die man aber eigentlich nicht zur Kenntnis nehmen wollte. Das rächte sich am Ende der Reise: Seeshaupt wurde durch den US-amerikanischen Kommandanten Captain Klein zur Plünderung frei gegeben, eine Maßnahme, die nicht nur materielle Schäden nach sich zog.

Walter Steffens Film ist alles andere als eine nüchterne Bilanzierung der Ereignisse. Immer wieder versucht er den Brückenschlag, die Balance zwischen Erinnern und Vergeben. Vergessen ist in diesem Kontext ausgeklammert. Dafür sorgt auch Max Mannheimer, ein weiterer Überlebender des Zugs, der mit Vorträgen in Schulklassen die Erinnerung aufrecht erhält, den Schülern jedoch keinen Schock versetzen will, sondern sachlich referiert und seine Geschichten mit Humor goutierbar zu machen versteht: ein Akt der Verständigung und Versöhnung. Ebenso wie das Mahnmal, das nicht am Bahnhof errichtet werden konnte, sondern in der Bahnhofstraße: ein Objekt, das nicht schön sein durfte und aus rostigem Schrott zusammengeschweißt wurde. Heute ranken Blumen am Denkmal – bloße „Aufhübschung“ oder Zeichen der Versöhnung? Steffen schuf einen eher kleinen Dokumentarfilm, der jedoch eine durchaus große Wirkung hat: Er erinnert durch eine wenig bekannte Randepisode an die Gräueltaten eines ganzen Regimes, gemahnt an die Notwendigkeit der Verständigung und stellt die Dringlichkeit von Versöhnung in seinen Mittelpunkt: Niemand kann Gegenwart leben und Zukunft planen, ohne der Vergangenheit zu gedenken.

Eine Reise durch Raum und Zeit

KINO AKTUELL: Der sehenswerte Film „München in Indien“ erzählt von Hannes Fritz-München aus der Pfalz, der in den 1930ern Hofmaler der Maharadschas war

VON KLAUDIA GILCHER

Der aus der Pfalz stammende Künstler Hannes Fritz-München (1896 – 1981) führte als Hofmaler der indischen Maharadschas ein Leben wie aus einem Hollywoodstreifen. 30 Jahre nach dem Tod des Kunstmalers hat der Regisseur und Drehbuchautor Walter Steffen die packende Geschichte eines Menschen, der seine Träume lebte, als „dokumentarischen Roman“ verfilmt. Verpackt in ein Roadmovie ist „München in Indien“ ab morgen auch in pfälzischen Kinos zu sehen.

16-Millimeter-Aufnahmen in Schwarz-weiß. Sie zeigen Blödeleien am Starnberger See und beschwingte Flitterwöchner an Bord eines Ozeandampfers. Vor allem aber Szenen aus dem kolonialen Indien der 1930er. Mahatma Gandhi beim Morgenspaziergang, die britisch-indische Gesellschaft beim Pferderennen, Maharadschas in prächtigsten Kleidern, pulsierende Straßen, luxuriöses Palastleben, Armut und bäuerliche Schwerstarbeit. Der Mann, der diese exotische Welt mit fast kindlichem Staunen fast pausenlos festhielt, war Hannes Fritz-München, ein ebenso geschäftstüchtiger wie abenteuerlustiger Pfälzer Bub aus einfachen Verhältnissen, der zwischen 1932 und 1937 zum einzigen deutschen Hofmaler der indischen Maharadschas aufstieg und auch gern eine Kamera mitlaufen ließ.

Der Maler hat sich in seinen Filmen oft selbst inszeniert – bei aller Eitelkeit aus heutiger Sicht ein Glücksfall: 80 Jahre nach Fritz Münchens erstem Besuch in Indien prägen seine Aufnahmen die 90 Minuten lange Dokumentation



Hannes Fritz, geboren in Kusel und aufgewachsen in Neustadt und Ludwigshafen, war ab 1932 Hofmaler in Indien (oben). Der Film „München in Indien“ spürt seinem Leben nach.

FOTOS: PRIVAT; FILMPRESSKIT

„München in Indien“, in der sich der Produzent, Drehbuchautor und Regisseur Walter Steffen in Koproduktion mit dem Bayerischen Rundfunk dem Leben und Schaffen des Künstlers nähert.

Dessen Biografie hätte sich ein Autor kaum besser ausdenken können: Hannes Fritz wird Anfang März 1896 in Kusel geboren und wächst in Neustadt an der Weinstraße und in Ludwigshafen auf. Mitten in der Weltwirtschaftskrise 1923/24 wirft er seine bürgerliche Existenz als Bankkaufmann hin, studiert in München Malerei und macht sich als



„akademischer Kunstmalers Fritz München“ auf, die Welt zu erobern. Schiffsreisen führen ihn nach Südeuropa und Nordafrika, nach Argentinien und 1932, ins koloniale Indien.

Der Pfälzer Bub steigt zum gefeierten Hofmaler der Maharadschas auf, macht ein Vermögen, trifft die Spitze der britischen Verwaltung auf dem Subkontinent ebenso wie den an Einfluss gewinnenden Mahatma Gandhi. Zuhause in Deutschland erwirbt er 1935 ein extravagantes Anwesen am Starnberger See. Natürlich zahlt er bar. Doch Deutsch-

land hat die Nazi-Diktatur gewählt, ein neuer Weltkrieg droht und Hannes Fritz kann nicht mehr im britisch beherrschten Indien arbeiten. Als auch noch sein auf Londoner Konten geparktes Vermögen beschlagnahmt wird, ist er mittellos. Der Künstler tritt in die NSDAP ein, erhofft sich Aufträge von der Partei und reagiert offen enttäuscht, als diese ausbleiben. Das folgende Strafkommando an der Ostfront überlebt er, aber die glanzvollen Tage sind vorbei. Nach Kriegsende porträtiert Fritz München einfachere Leute, fertigt kitschige Akte

für amerikanische GIs und Bilder von Pfälzer Winzern und Bürgermeistern. Seine Seele aber bleibt in Indien: Im Haus am Starnberger See konserviert er, oft genug als Maharadscha verkleidet, eine Welt, die unwiederbringlich verloren ist.

Die filmische Arbeit Münchens in Indien habe er unbedingt der Öffentlichkeit zugänglich machen wollen, sagt der Regisseur Walter Steffen, der Fritz-Münchens Biografie als die eines klassischen Helden begreift. Dank der Aufnahmen und der ausführlichen Tagebü-

cher zeichnet Steffen das abenteuerliche Leben des Malers nach, seine drei Söhne kommen zu Wort, ebenso deutsche und indische Kunsthistoriker. Überdies begleitet Steffen den Enkel Konstantin Fritz auf einer Spurensuche im Indien des Jahres 2012, stellt die Szenen des modernen Lebens auf dem Subkontinent den historischen gegenüber und zeigt die Enkel von Künstler und Porträtierten im Gespräch. Gleichzeitig streut er Originalaufnahmen aus dem „Dritten Reich“ ein – Bücherverbrennungen, inszenierte Aufmärsche, geduldete Ausstellungen.

So ist „München in Indien“ weit mehr als die Biografie eines Mannes, der seiner Berufung folgte. Der Film ist eine Reise durch Raum und Zeit, in eine einst reale, doch verblässende Welt und ebenso in die innere eines Künstlers, deren Werte auch in der Gegenwart Bestand haben können. Die Exotik Indiens, gestern wie heute, mag der eigentliche Star des Streifens sein. Tiefer gehen jedoch die oft nur angeschnittenen Fragen nach Integrität und Individualität im Menschsein. Diese Mischung macht „München in Indien“ sehenswert. Auch wenn die in der Pfalz gedrehten Szenen allesamt der Schere zum Opfer gefallen sind...

TERMINE

– „München in Indien“ läuft in drei Pfälzer Kinos: Das Capitol in Limburgerhof zeigt den Film am 3. Januar (20.15 Uhr), 4. Januar (17 Uhr) und 6. Januar (20.15 Uhr). Im Roxy in Neustadt präsentiert Regisseur Walter Steffen den Film persönlich am 6. Januar um 19.30 Uhr. Im Lux in Frankenthal soll der Film ab 16. Januar laufen. Außerdem zeigt ihn das Saarbrücker Kino Achteinhalb ab 6. Februar.

„Wie ein Märchen aus 1001 Nacht“

Der Film „München in Indien“ folgt den Spuren von Hannes Fritz als Hofmaler der Maharajas – Regisseur Walter Steffen und sein Protagonist Konstantin Fritz sprechen über ihre Recherchereise

Magazin: Herr Fritz, wie kam Ihr Großvater Hannes Fritz-München dazu, Hofmaler der Maharajas in Indien zu werden?

Konstantin Fritz: Er war ursprünglich aus Kusel in der Pfalz, hat eine Bankbeamtenausbildung in Heidelberg gemacht und dort als Bankbeamter gearbeitet. Sein großer Traum war es aber, Maler zu werden. Im Alter von 29 Jahren ist er von Heidelberg nach München gezogen und an die Akademie der Künste gegangen. Durch seinen späteren Schwiegervater kannte er den Kronprinzen Rupprecht von Bayern, der meinem Großvater von den unglaublichen Farben in Indien vorgeschwärmt hat.

Mein Großvater hat meine Großmutter in München kennengelernt und ihr gesagt: Wenn Du mich heiratest, mache ich die Hochzeitsreise mit Dir nach Indien. Auf dem Schiff lernte er einen Maharaja kennen. Auf einem Kostümball hat er ihn mit Kreide auf den Boden skizziert. Der Maharaja war begeistert und lud meinen Großvater an seinen Hof ein. Dort hat er gemalt und bekam ein Empfehlungsschreiben. So wurde er zum Hofmaler des dortigen Hochadels. Deren Vertreter waren Europa-Fans und begeistert, nach Art des europäischen Hochadels gemalt zu werden.

Also lag dem Ganzen eine Zufallsbekanntschaft zugrunde?

Konstantin Fritz: Geplant war eigentlich nur eine Hochzeitsreise. Natürlich hat er gehofft, ein paar Bilder malen zu können und ein paar Leute zu treffen. Aber dann wurde die Hochzeitsreise ausgedehnt auf ein halbes Jahr, plötzlich fanden sich die beiden im Palast von Udaipur als Staatsgäste wieder mit einem Auto, das ihnen zur Verfügung stand, und Elefanten, die sie reiten konnten. Es klingt wie ein Märchen aus 1001 Nacht.

Herr Steffen, Sie spannen in Ihrem Film einen Bogen etwa von der Nazizeit in Deutschland und der britischen Kolonialzeit in Indien bis in die Gegenwart beider Länder.

Walter Steffen: Der Film beginnt, als Hannes Fritz-München die Entscheidung trifft, Künstler zu werden. Das war für mich einer der Punkte, weshalb ich gesagt habe: Die Geschichte muss erzählt werden. Als er nämlich diese Entscheidung traf, 1923 zur Zeit der Hyperinflation, hatte er eine unkündbare Stellung bei einer Bank. Um ihn herum verloren die Menschen reihenweise ihre Arbeit, er hatte völlige Sicherheit. Und trotzdem hat er den inneren Ruf zum Künstler so stark verspürt, dass er sagte: Ich gebe meine sichere Position auf. Als er nach München kam, 1923 im Herbst, da kam der Nationalismus schon auf. Das begleitet den Film bis zum Ende. Wir erzählen die Geschichte von einem normalen Künstler und seinem märchenhaften Aufstieg, der dann auf tragische Weise in diese politischen Verstrickungen gerät.

Sie konnten bei Ihrem Film auf Originalaufnahmen von vor 80 Jahren zurückgreifen.

Walter Steffen: Warum ich den Film überhaupt gemacht habe: Die ganzen Reisen hat Hannes Fritz mit einer 16-Millimeter-Kamera dokumentiert. Er wusste, da kommt ein großes Abenteuer auf ihn zu, er erlebt Dinge, die unwiederbringlich sind. Als mir Konstantins Vater vor zehn Jahren davon erzählt hat, fand ich das schon interessant. Fünf Jahre später hat er mir die Filmaufnahmen gezeigt, da war mir klar: Diese einzigartigen Aufnahmen von In-



Konstantin Fritz (rechts) und Walter Steffen (Zweiter von links) zu Besuch in Udaipur im Palast des Maharana

Foto: © Konzept+Dialog / Karam

dien vor 80 Jahren müssen wir an die Öffentlichkeit bringen. Da entstand die Idee, den Reisen zu folgen.

Wie wurden Sie als Spurensucher in Indien empfangen? Standen Ihnen Tür und Tor offen?

Konstantin Fritz: Wir hatten Kontakt zum Maharana von Udaipur. Maharana ist der Höchste aller Maharajas. In der Maharaja-Ausstellung in der Hypo-Kunsthalle in München im Jahr 2010 waren viele Gegenstände aus seinem Palastmuseum zu sehen. Zum Maharana haben wir Kontakt aufgenommen, als er Ehrengast der Ausstellung war. Ich habe ihm das Foto von meinem Großvater gezeigt, wie er gerade ein Bild malt von seinem Großvater. Er zeigte sofort auf das Bild und sagte: Das Bild habe ich noch in meinem Palast. Er hat uns gleich zugesagt, uns als Interviewpartner für den Film zur Verfügung zu stehen – aber da wussten wir noch gar nicht, ob Walter Steffen es tatsächlich schaffen würde, diesen Film zu produzieren. Durch sehr viel Hin und Her hat der Maharana uns einen Kontakt hergestellt zum Maharaja von Kapurthala, wo mein Großvater auch war und wo er fünf Bilder gemalt hat in den 30er Jahren. Nach einigem Hin und Her kam auch von dort eine freundliche Zusage. Der Maharaja hat uns dann weitervermittelt an andere.

Walter Steffen: Das hört sich jetzt fast alles zu leicht an. Als wir zu den Dreharbeiten nach Indien geflogen sind, hatten wir einen einzigen festen Termin. Alles andere stand in den Sternen. Als Regisseur und Produzent bin ich mit einem ziemlich flauen Gefühl in der Magengrube hingereist. Wir haben uns gesagt: Wir werden zu den Palästen gehen, wir werden an die Türen klopfen, und irgendwas wird sich schon ergeben. Und so war es dann auch: Als wir erst einmal da waren und den Termin mit dem Maharaja von Kapurthala hatten, da öffneten sich die Türen. Ich sehe es immer noch vor mir: Wir sind viel herumgereist, Konstantin saß immer hinten im Auto mit seinem Laptop und hat versucht, E-Mails zu schreiben, neue Kontakte herzustellen, und immer wieder telefoniert. Es war eine spannende Geschichte.

Sie konnten also nur viel hoffen und gar nicht viel planen, als Sie noch in Deutschland waren.

Walter Steffen: Und wir hatten

einen engen Zeitplan – uns standen nur fünf Wochen Drehzeit zur Verfügung. Als Produzent musste ich entscheiden: Wir müssen jetzt irgendwas machen, ich muss einen Drehplan aufstellen, und wir müssen gucken, dass es funktioniert. Und das Tolle ist: Es hat funktioniert.

Konstantin Fritz: Ein Beispiel: Wir waren bei der Maharani von Patiala, das ist die Schwiegertochter des Maharajas, den mein Großvater gemalt hatte. Sie ist die Staatsministerin für auswärtige Angelegenheiten. Als wir da waren, war sie gerade im Wahlkampf, extrem beschäftigt und stand ständig vor irgendwelchen Kameras. Bis zum letzten Moment war nicht klar, ob sie für uns überhaupt Zeit hat. Sie sagte uns zuerst eine Minute zu, dann stand sie uns aber doch eine Viertelstunde zur Verfügung.

Wie ergaben sich andere Spuren?

Konstantin Fritz: Aus den Tagebüchern meines Großvaters wusste ich, dass er sein schönstes Porträt vom damaligen Maharaja von Morvi angefertigt hatte. Ursprünglich hatten wir gar nicht geplant, nach Morvi zu fahren. In Patiala haben wir uns ein Palasthotel geleistet. Am Abend habe ich den Katalog gedankenverloren durchgeblättert. Da habe ich entdeckt, dass es in Morvi auch ein Palasthotel dieser Hotelkette gibt. Auf einem winzigen Foto sah ich die Lobby und im Hintergrund das Porträt, das sehr wahrscheinlich das war, von dem mein Großvater immer sprach. Ich kannte es als Schwarz-Weiß-Foto. Ich habe dann sofort dort angerufen, und es stellte sich heraus, dass im Hotel nur ein Druck hing. Das Original befand sich im neuen Palast der Familie. Der Hotelmanager hat den Kontakt hergestellt, wir bekamen die Erlaubnis, da zu drehen. Und wir haben das unglaublich schöne Porträt gesehen.

Walter Steffen: Was mich als Produzent viel Schweiß gekostet hat: Der ganze Drehplan musste umgeworfen werden, Hotelbuchungen gecancelt, neue Hotels gebucht werden – es war abenteuerlich, wir mussten immer sehr spontan reagieren. Gleichzeitig musste ich darauf schauen, dass mir die Kosten nicht ins Unendliche steigen. Es war spannend, aber wunderbar. Wir konnten erahnen, welche Abenteuer Konstantins Großvater erlebt hat. Er ist ja damals vor 80 Jahren durch

ganz Indien gereist, vom äußersten Norden bis nach Ceylon.

Sind Sie denn im Kostenplan geblieben?

Walter Steffen: Wir sind im Plan geblieben. Es ist ja für einen Dokumentarfilm nie so viel Geld da wie für einen fiktionalen Film. Aber ich bin als Produzent ganz glücklich; es hätte viel schlimmer kommen können.

Wenn Sie mehr auf die Kosten blicken mussten als Hannes Fritz-München damals: Wieviel Prunk haben Sie in Indien erlebt?

Walter Steffen: Der Prunk existiert noch in einigen wenigen Palästen. Im großen Palast von Kapurthala, der nach Versailler Vorbild gebaut wurde, ist heute eine Militärschule untergebracht. Der wird gepflegt, aber Prunk ist da nicht mehr drin. Das Gästehaus, das heute vom Maharaja von Kapurthala bewohnt wird, das ist schon so ein bisschen ...

Konstantin Fritz: ... verstaubter Prunk.

Walter Steffen: Sehr verstaubter Prunk. Man dringt ein in eine vergangene Welt, eine Welt, die nicht mehr ganz real ist. Auf der anderen Seite: Der Maharaja war so unglaublich liebenswürdig, von einer Gastfreundschaft, wie wir sie heute gar nicht mehr kennen. Er hat uns empfangen und verabschiedet wie seine besten Gäste, wie Freunde. Auch da konnten wir erahnen, wie es für Editha und Hannes gewesen sein muss. Zu spüren, wieviel Wärme man zu diesen Menschen entwickeln kann. Das war in Kapurthala ganz extrem.

Wie sah es anderswo aus?

Walter Steffen: Patiala zum Beispiel ist ein riesiger Palast, eine Stadt für sich, und die verfällt. Das muss vor 80 Jahren ein ungeheurer Reichtum gewesen sein. Es verfällt alles, es bröckelt nicht nur der Putz, sondern ganze Gebäude fallen zusammen. Es ist ein Jammer. Das hat sich auch anderswo gezeigt. An anderen Plätzen wie Udaipur haben die Maharajas gesagt: Wir haben ein Pfund in der Hand, und wenn wir das gut machen, ziehen wir auch Touristen an. Das haben sie geschafft in Udaipur und Jaipur – auch zum Vorteil der Bevölkerung, die davon profitiert.

Herr Fritz, Ihre Großmutter Editha Fritz-Wölfl, hat aus Indien Briefe an ihre Heimatzeitung, die „Landshuter Zeitung“, geschrieben. Worüber berichtet sie?

Konstantin Fritz: Meine Großmutter hat in fünf Briefen an die „Landshuter Zeitung“ von der Hochzeitsreise berichtet: von Bombay über Baroda, Udaipur, Agra, Taj Mahal und Shimla. Es ist sehr spannend zu lesen, wie sie Bombay empfunden hat. Sie schrieb schon damals, wie unglaublich teuer Bombay ist. Sie beschreibt es als eine wunderschöne, sehr europäische Stadt, sie beschreibt die Wildnis, wie sie mit dem Zug durch den Dschungel fahren. Sie berichtet auch von Udaipur, von diesem Märchen aus 1001 Nacht, wo sie Staatsgäste waren. Es gibt wunderbare Fotos, die meine Großeltern in einem riesigen Swimmingpool zeigen.

Wie ist die Premiere des Films in Starnberg verlaufen?

Walter Steffen: Das Schönste für mich war zu sehen, wie die Zuschauer nach dem Film den Saal verlassen haben: in einer unglaublich leichten Stimmung. Ich hatte das Gefühl, sie waren ein Stückchen glücklicher als vorher. Obwohl der Film auch Schattenseiten zeigt. Wir schauen nicht weg bei der indischen Armut, die heute wie damals existiert. Wir legen auch einen Fokus auf ein Künstlerschicksal im Dritten Reich, wir klammern nicht aus, dass dieser Maler durchaus auch opportunistisch war und nach seiner Rückkehr nach Deutschland in die Partei eingetreten ist, um hier wieder Fuß zu fassen. Das sind alle Themen, die durchaus problematisch sind – und trotzdem bleibt dieses Märchenhafte bestehen. Auch aus den Gesprächen mit den Zuschauern habe ich erfahren: Das Schöne an dem Film war es, zu sehen, dass einer seinen Weg gegangen ist, eine sehr mutige Entscheidung getroffen hat und dadurch etwas erlebt hat, was ganz wenigen Menschen zuteil wird. Er ist seiner Passion gefolgt und konnte daher dieses Märchenhafte erleben.

■ Info

„München in Indien“ läuft vom 17. bis zum 19. Februar jeweils ab 19 und ab 21 Uhr im Kinoptikum in Landshut. – www.kinoptikum.de

Das Gespräch führte Philipp Seidel.